



Illyrisches Blatt.

Samstag den 16. Mai.

Dem Andenken

des

HERRN HERRN LEOP. BROSCHEK,

k. k. Cameral- und Kriegszahlmeisters in Laibach.

Motto:

„Sie haben einen guten Mann begraben.
Mir war er mehr, und vielen war er viel.“
J. G. Seidl.

Es blühet wo ein Rasen,
Biel schmucke Blümlein d'ran,
Und unter diesem Rasen
Da schläft — ein todter Mann.

Schlug doch sein Herz so bieder,
Noch lang' nicht reif für's Grab;
Er war Euch gut, ihr Menschen,
Was warf' Ihr ihn hinab?

Es ist für große Herzen
Dies wohl ein kleines Haus,
Doch ruht es sich darinnen
Gar süß und kühlig aus.

D grüne fort, du Rasen,
Boll Blüten hold und bunt —
Dann spielt ein freundlich Lächeln
Noch um des Todten Mund.

Und naht sich ein's mein Abend
Und winkt auch mir die Ruh' —
Dann grüß' ich deine Blumen,
Und leg' mich auch dazu.

Giti.

J. F. Schuller.

Der Teufel und der Recensent.

Schwank von C. A. Wiesner.

Ich saß an meinem Pulte und schrieb. — Am gegenüberstehenden Thurme schlug es gerade Mitternacht; — da klopfte es dreimal an meine Thüre.

„Herein!“

Die Thüre öffnete sich — und ein langer Mann in schwarzem Fracke, hochrothem Sammetgilet, schwarzen Weinkleidern und rothen Handschuhen trat in's Zimmer.

„Mit wem habe ich die Ehre zu solch' ungewöhnlicher Stunde?“ fragte ich, dem Fremden einen Stuhl anbietend.
Keine Antwort.

Er setzte sich schweigend und überreichte mir seine Karte.

„Le diabl en congé.“

Mir lief es eiskalt über den Rücken.

Alle Geister wollen zuerst angerebet seyn, und so fragte ich denn stotternd, was das Begehren Seiner Herrlichkeit sey. —

„Sie sind Recensent?“ fragte der Teufel, „schreiben über das Theater?“

„Ich erlaube mich, Eure Herrlichkeit.“

„Sie gefallen mir,“ versetzte der Unheimliche.

„Zu viel Güte,“ erwiderte ich, an allen Gliedern bebend, „aber ich glaube noch zu wenig Todsünden zu haben, um für Eure Herrlichkeit einen würdigen Wiffen abzugeben.“

„Ach, davon ist nicht die Rede,“ sagte mit wiehernem Gelächter der Teufel — „ich habe ein Anliegen — eine Bitte an Sie: der erste Intriguant ist ein Pfscher, wie ich in Ihrem letzten Referate las, und da will ich Sie ersuchen, mir zu einem Gastspiel auf der hiesigen Bühne behilflich zu seyn — das macht mir Spaß und Ihnen Honorar.“

Das Wort Honorar fuhr mir wieder durch alle Glieder und ich versicherte, daß ich den Director ohne Zweifel zur Annahme des Gastspiels bewegen würde. — „Wann wünschen Sie Ihr erstes Debut?“ fragte ich weiter.

„Wenn möglich, morgen.“

„Und welche Rolle?“

„Den Mephistopheles in Göthe's „Faust.“

„Vortrefflich, da werden Eure Herrlichkeit ganz natürlich spielen,“ erlaubte ich zu bemerken, „doch den Namen am Zettel?“

„Meinetwegen Herr Satansky vom K'schen Hoftheater.“

„Waren Sie dort engagirt?“ fragte ich verwundert.

„Warum nicht gar,“ nälte der Teufel; „das schadet aber nichts, die menschlichen Schauspieler machen es ja auch so — wie viele sagen, sie kämen von Hoftheatern und haben auf keinem einzigen eine Lampe angezündet. — Also morgen 11 Uhr im Kaffeehause — Adieu.“

Der Teufel ging.

Am andern Tage flog ich zum Director — in einer Viertelstunde ist Alles in Ordnung — Herr Satansky den

Mephistopheles — die ganze Stadt voll: Herr Satansky den Mephistopheles. Ich suche Herrn Satansky im Kafefehause, er ladet den Director und mich zu Mittag — wir speisen köstlich — trinken Champagner — Herr Satansky ist sehr unterhaltend — sehr witzig — ungeheuer witzig. — Schade, daß er ein Teufel ist — ein prächtiger Humorist, der Teufel.

Endlich wird es Abend — wir gehen in's Theater — das Haus zum Brechen voll — der Director lacht, der Teufel lacht, ich lache auch — alles in dulce júbilo! — der Vorhang rollt auf. — Alles stille, mäuschenstille — jetzt tritt der Mephisto heraus, wüthender Beifallslärm. — Herr Satansky spielt seine Rolle herrlich, unvergleichlich, unbeschreiblich, von unzähllichem Beifallsgejauchze unterbrochen. — Das Stück ist aus — der Vorhang herab — das Haus tobt, lärmt, schreit. —

„Bravo! Bravo! Satansky heraus! Forá, Satansky!“

Endlich erscheint er — ein Hagel von Sonetten und Kränzen fliegt ihm entgegen — neues Beifallsgebrülle — das Publikum ist vom Teufel besessen.

Ich eile im Schweisse gebadet aus dem Tollhause in die Garberobe. — „Wo ist Herr Satansky?“ ächze ich athemlos.

„Nicht da.“

Ich fliege in's Café — nicht da — in's Hotel, wo er einlogirt war — nicht da — ich bin der Verzweiflung nahe, durchrenne die ganze Stadt — nirgends zu finden — der Teufel war verschwunden.

Der Director schiekt mir den Halbertrag der Vorstellung: 1000 fl. für Herrn Satansky — was anfangen mit dem Gelde — der Teufel nicht da — der Teufel verschwunden — mein Honorar beim Teufel — ich schliesse die 1000 fl. in mein Pult und — ärgere mich.

Zwei Tage nach der teuflischen Geschichte sitze ich an meinem Pulte und schreibe eine Recension über den Teufel; er ist gelobt — fürchterlich, enorm gelobt — am gegenüberstehenden Thurme schlägt es gerade Mitternacht. Da klopfte es dreimal an meiner Thüre — „Herein!“

Der Teufel ist da.

„Guten Abend, mein Wertheater! ich ließ Sie lange warten, Sie waren in Verlegenheit mit den 1000 Gulden, ich kann solches Blechwerk nicht brauchen — ich schenke es Ihnen — und hier das Honorar für Ihre Mühe und die Recension.“ Bei diesen Worten legte er eine rothe Feder nebst einem Fläschchen glühender Tinte auf mein Pult. „Sie wissen den Gebrauch dieses Talismans nicht, wie ich aus Ihrem Erstaunen entnehme — thut nichts — sollen gleich sehen.“ — Der Satan tauchte die Feder in die glühende Flüssigkeit und schrieb auf einen leeren Pränumerationsschein seinen Namen und alsbald verwandelte sich das Papier in eine gute, echte 100 Gulden Banknote; ich stieß einen Schrei aus und haschte nach Feder, Tinte und — Papier; der Teufel lachte. „Wissen Sie nun?“

„O! O! O! das ist herrlich, vortrefflich, meinen ewigen Dank, Eure Herrlichkeit, und sollten Sie ein Mal wieder Lust verspüren, ein Debut zu versuchen, so bitte ich nur zu befehlen.“

„Ich glaub's,“ erwiderte lächelnd der Satan, „doch sey Ihnen noch gesagt, daß der Talisman nur so lange seine Kraft behalte, so lange Sie in Ihren Recensionen die strengste Wahrheit beobachten; unterlassen Sie dieses auch nur ein einziges Mal, so ist seine Macht gebrochen — und Sie sind arm, wie zuvor, darum hübsch die Wahrheit geschrieben, mein Wertheater — keinen Lobhudel — keine Parteilichkeit.“ — Der dämonische Schauspieler drückte recht herzlich — aber glühend heiß meine Rechte und verschwand.

Ehe noch ein Monat verging, war ich der reichste Mann der Stadt — das war Allen unbegreiflich — mir nicht. Ich hatte ausgesprengt, daß ich einen reichen Onkel beerbte — und dabei blieb es. — Ich verwandelte Kritiken, Schneider-Conto's, Tagesblätter, Böschpapier in schöne echte Banknoten, beschenkte Schauspieler und arme Redacteurs, die im Untergange begriffen waren; — eine Million für die Journalistik — und neue Millionen durch die Satans-Tinte! — So trieb ich es einen Monat — da schlug mein Stündlein — ein Weib läutete die Todtenglocke meines Glückes — meines Reichthumes.

Die Sängerin Amalia. Ach! sie war schön — sehr schön — reizend — aber keine Sängerin — nur ein verführerisches Weib. In einer schwachen Stunde bat sie mich, über sie zu schreiben, — sie küßte mich wohl tausendmal bei dieser Bitte und da vermag die stärkste Recensenten-Kösnatur nicht zu widerstehen; ich vergaß Tinte, Satan, Banknoten-Versprechen — kurz ich war verliebt! Ich schrieb eine Recension und lobte sie mit allen Lobphrasen, welche jemals aus der Feder eines verliebten Recensenten gestossen sind; das war Parteilichkeit — das war Lüge.

Kaum erhielt ich das Journal mit meiner Recension in die Hand, als mir plötzlich ein Licht — ein großes Licht — eine Höllenfackel aufging.

Tinte, Satan, Weib, Reichthum wirbelte es in meinem Gehirne — ich stürzte nach Hause, greife nach meinem Talisman — schreibe auf die Visit-Karte eines Literaten den goldzeugenden Namen — aus war's — die Visitkarte blieb Visitkarte — ich taumle zu meinem Secretär, wo ich noch ungefähr drei Millionen aufbewahrt hatte — gräßliche Täuschung! — alte Manuscripte, ungewaschene Recensionen, fade Journale grinsen mir statt den Banknoten entgegen — entsetzliches Erwachen aus dem Taumel der Liebe! — Wuthentbrannt schleudere ich die vermaledeite Pfiöle an die Wand, — sie zerpringt mit einem fürchterlichen Knalle, — Schwefelgestank erfüllt das Zimmer — aus den Scherben brüllt mir eine dumpfe Stimme zu: „Thor! Amalia! Recensent! Reichthum! Geld! Ha! Ha!“

Ich war vernichtet — der Teufel hatte fürchterlich Wort gehalten.

Mutter und Sohn.

Skizze von Ignaz Zwanziger.

(Schluß.)

Dieses Weib aber bebte nicht. Sie weiß sich keines Vergehens schuldig, sie geht in W** einer gräßlichen Eristenz entgegen, sie wollte schon lange nach Hause reisen, konnte aber nie das Geld hiezu ersparen: nun kommt sie ohne Kosten nach Hause — was will sie mehr? — Bald möchte sie dem Richter danken, daß er so gnädig ist. — Sie hat nur noch eine Bitte. Sie betrifft ihren Sohn; der ist Barbiergefelle in einer entlegenen Vorstadt; selbst ein armer, armer Mensch, der in einer langwierigen Krankheit seine Mutter vielfach unterstützte und sich so in Schulden stürzte. Deshalb wollte sie ihn nicht betrüben und ging lieber betteln. — Am andern Tag erscheint der Sohn; er weiß nicht, warum er vorgeladen ist. Da geht die Thür des Gerichtssaales auf und seine Mutter, seine geliebte, alte, gebrechliche Mutter stürzt mit einem Schmerzscrei auf ihn. In diesem Schrei liegt das Gefühl maßloser Scham, daß sie, die Erzeugerin, vielleicht zum letzten Male ihren Schmerzgeborenen im Gefängnisse sehen soll! Dem Sohne rollen schwere, heiße Thränen über die Wangen herab und mit sanftem Vorwurfe, obgleich das Herz ihm brechen möchte, spricht er: „Mutter, warum hast du mir das gethan?“ denn eine innere Stimme sagt ihm, daß sie nichts Böses gethan und er kann leicht errathen, daß sie nur betteln ging, um ihm nicht immer zur Last zu fallen.

So stehen sie sich einige Minuten schweigend und schluchzend gegenüber. Jahre des Schmerzes leben Beide in diesen wenigen Minuten. — Es wird ihm endlich bekannt gemacht, daß seine Mutter für den Schub bestimmt sey. Er blickt sie an; sie schweigt; er will sie übernehmen; das darf nicht seyn, da er selbst nur Gefelle ist und von der Gnade Anderer abhängt. Da er seine Mutter nicht klagen hört, so ergibt er sich geduldig in ihr und sein Schicksal.

Der Richter hat mehr zu thun, als sentimentalern Ergüssen zuzusehen. Er schellt dem Amtsdienner, die Bettlerin wegzuführen.

In demselben Augenblicke ergreift der Sohn, von namenloser Angst getrieben, die auf des Richters Tische liegende Scheere und eilt auf seine Mutter zu. Um Gotteswillen! Große, ungezügelter Liebe vollführte schon oft gräßliche Thaten! Der Gerichtsdiener will ihm die Scheere entreißen; aber sieh! schon hebt der ungebildete Sohn einer Mutter, die nicht lesen und schreiben kann, eine graue, lange Locke von dem Haupte seiner Mutter triumphirend hoch empor, läßt sich auf ein Knie vor ihr nieder, drückt drei heiße, lange Küsse auf ihre runzelige Hand und entteilt, als verfolgte ihn der Zorn des Himmels. Wenige Secunden dauerte dies. Die Mutter ward schmerzzerissen fortgeführt. —

Du ruh'st, während du dies liest, liebe Leserin, auf weichgepolstertem Sofa und fütterst dein kleines Hündchen mit Kaffee und Mandeln; das Weib aber, aus dessen elendem Leben ich dir eine Scene erzählte, wandert vielleicht jetzt noch in Sturm und Regen durch einen finstern Wald.

Lebensregeln.

„Zwei Dinge,“ sagte einst ein vielerfahrener bejahrter Mann, „habe ich in meinem Leben nie gethan: nie einen Brief für einen Andern zur Post getragen und nie einem Freunde meinen Schneider empfohlen. Kommt so ein Brief an und mißfällt dem Empfänger, so beantwortet er ihn nicht. „Da haben wir's,“ heißt es dann, „der . . hat ihn nicht ordentlich abgegeben, oder gar in der Tasche behalten.“ Einen Schneider zu empfehlen, selbst wenn er uns Jahre lang gut bedient hat und die Kleider vortrefflich sitzen, ist nun ganz unsinnig. Gefällt Jenem, dem ich ihn empfahl, sein Frack nicht, drückt ihn der Ärmel, ist irgend etwas zu eng oder zu weit, so trägt er mir's Jahre lang, bis zur letzten Faser des Rockes nach, daß ich ihm den „Pfuscher“ anempfehlen. — Am Allermeisten muß man sich hüten, einen Fremden in einem befreundeten Hause einzuführen. Ist der Mensch langweilig, so fällt gleich alle Schuld auf mich, daß ich einen solchen Pinsel mitbrachte; gefällt er dem Manne, so ärgert der neue Umgang des Gatten die Frau; ist er dumm oder ungeschickt, so muß ich ihn vertreten; hat er gute Eigenschaften, so vergiftet man mich über ihn. Viel besser, man läßt die Leute gewähren und kümmert sich nicht um sie.“

Feuilleton.

(Die Milch gleich von der Kuh weg in die Gefäße der Käufer gegeben.) — In Hyeres und Marseille, in Frankreich, ist diese Wirthschaft gebräuchlich. Man führt Kühe, Ziegen, Eselinen zc. in den Straßen herum, und wer Milch verlangt, dem wird sie vor den Augen gemolken. Die Leute bekommen auf die Art immer gute, unverfälschte Milch.

(Eine schmerzlose Amputation.) Französische Blätter berichten über eine angeblich mit dem vollständigsten Erfolge an einer in magnetischen Schlaf versetzten Patientin ausgeführte Amputation. Marie d'Abbanel, ein 17jähriges Mädchen in Cherbourg, wollte sich der nothwendig gewordenen Amputation ihres rechten Fußes nur unterwerfen, wenn dieselbe schmerzlos im magnetischen Zustande vollzogen werden könnte. Der Versuch wurde gemacht und gelang auf das Beste. Die magnetisirte Kranke hatte während der ganzen, eine halbe Stunde dauernden Operation nicht die mindeste Empfindung; ihr Puls blieb gleichmäßig, ihr Gesicht ruhig und heiter; während des sonst schmerzhaftesten Stadiums der Amputation lächelte sie und sprach mit dem Magnetiseur.

(Seltenheit.) Die „Theaterzeitung“ enthält Folgendes: Den 1. Mai d. J. ist im Larenburger Park ein 65 Pfund schwerer Wolf (Männchen) geschossen worden. Derselbe wurde noch Vormittags durch den k. k. Herrn Forstmeister Wimmer nach Wien gebracht, damit Se. Majestät und die allerhöchsten Herrschaften denselben in Augenschein nehmen konnten. Da es nun in dieser Jahreszeit eine große Seltenheit ist, so nahe bei Wien ein solches Raubthier zu finden, wird dieser Wolf auf hohen Befehl im Larenburger Schloß, als Merkwürdigkeit, ausgestopft aufgestellt werden.

(Hunger.) In dem Dachstübchen eines Hauses in einer Pariser Gasse lebte seit Jahren ein armer deutscher Drechsler, Hunger mit Namen. Ohne ungeschicklich zu seyn, stand er mit den Nachbarn doch in keinem Verkehr; ein

Hund war sein einziger Freund und Gefährte. Die Nachbarn kümmerten sich wenig um ihn, doch fiel es ihnen kürzlich auf, daß sie ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen hatten. Man machte der Polizei Anzeige und erbrach seine Thür. Da sah man ihn todt auf seinem Bette liegen, neben ihm den todtten Hund, den er fest an seine Brust gedrückt hielt. Er hatte sich durch Kohlendampf erstickt. Auf seinem Tische las man folgende, vielleicht kurz vor seinem Tode, mit Kreide geschriebene Worte: „Welche Sorgen, um zu leben, welche Qualen, um zu sterben! Damit mein Hund nicht nach mir allein bleibe, habe ich auch ihm den Tod gegeben. Ein Lebewohl denen, die mich finden! Elend und eine unheilbare Krankheit sind die Ursachen meines Todes.“ Hunger, der seinen Namen mit so traurigem Recht führte, war aus Leipzig gebürtig.

(Drohender Bergsturz.) Dem Dorfe Borgeaur im Canton Wallis droht dasselbe Schicksal, wie dem Dorfe Felsberg in Graubünden. In Folge heftiger Regen sind die darüberragenden Felsmassen geborsten und können jeden Augenblick herabstürzen. Das Dorf und ein großer Theil der Bernstrasse würden dann jedenfalls verschüttet werden. Die Einwohner haben sich bereits mit ihrer beweglichen Habe geflüchtet.

Papierkorb des Amüsanten.

Jemand, der eine Landkarte herausgegeben hatte, wurde von einem Bekannten in Bezug der trigonometrischen Messung eines Gegenstandes zu Rathe gezogen, erwies sich aber dabei, zum größten Erstaunen des verblüfften Fragers, als der vollständigste Ignorant. „Wer mein Gott! er hat ja so eben eine Landkarte unter seinem Namen herausgegeben,“ äußerte sich der getäuschte Rathserholer gegen einen Freund. „Ja,“ meinte dieser schmunzelnd, „das verstehst du nicht; herausgeben und selbst machen ist — merk es dir! — zweierlei.“

Zu einem sehr berühmten Arzte kam ein fränklich aussehender Mensch, und klagte über verschiedene üble Zustände. — Der Doctor befragte ihn sehr umständlich über dieß und jenes, endlich sprach er mit wichtiger Aesculapmiene: „Mein Freund! Eure Krankheit ist nichts, als Hypochondrie, darum — macht euch fleißig Bewegung, — das ist die Universalmedicin dafür.“ „Ach“ entgegnete der Patient, „was soll ich armer Mann denn noch für eine Bewegung machen? ich bin ja schon seit zwanzig Jahren reitender Postillon.“

Eine Dame, die sehr lange jung gewesen war, wurde in einer Gesellschaft nach ihrem Alter gefragt. „Achtundzwanzig!“ gab sie an, ohne die mindeste Verlegenheit. Zum Unglück war ein Sohn der Dame auch anwesend, und an diesen wandte sich nun der boshafte Frager: „Wie alt sind Sie?“ — „Nur um ein Jahr älter, als meine Mutter,“ erwiderte der misrathene Sohn.

Ein sehr geistreicher, aber außerordentlich hagerer Doctor wurde in London von einem Freunde auf der Strafe mit den Worten begrüßt: „Nun, Doctor, was macht denn Ihre Seele?“ — Bewundert über diese Anrede, fragte der Andere: „Wie kommt denn meine Seele zu der Ehre einer solchen Theilnahme?“ — „Warum?“ lautete die Antwort, „Ihr Körper ist ja keiner Frage mehr werth!“

Mehrere Gäste ließen sich unlängst in einem Gasthause Stockfisch zubereiten, wovon jeder eine Portion haben wollte. Der Wirth, um sich nicht zu irren, überzählte die Gäste mit den Worten: „Eins, zwei, drei, vier, fünf Stockfische.“

Auswärtige Kunst- und Theaterrevue.

Die Sängerin Jenny Lind, welche jetzt in Wien unerhörte Triumphe feiert, wird im kommenden Herbst, nämlich im October, wieder nach Wien kommen, um in Meyerbeer's neuer Oper: „Das Geldlager in Schlesien“ einige Male aufzutreten. Der Componist soll die Oper selbst dirigiren.

Der Director der Pesther deutschen Bühne, Herr Forst, hat der Lind, als er jetzt in Wien war, für das jedesmalige Auftreten in Pesth 1000 fl. angeboten, das höchste Honorar, was einer Sängerin je angetragen wurde; jedoch konnte die Lind für jetzt den Antrag nicht berücksichtigen, da sie am 1. Juni in Lachen eintreffen muß.

Der junge Componist der Oper „Mara,“ Herr Neher, ließ am 6. Mai in Wien am Wiedener Theater eine neue Oper: „Die seltsame Hochzeit“ aufführen, die nicht besonders angesprochen hat und hinter der erstgenannten Oper weit zurück blieb, wie die Blätter sagen. —

Von dem bekannnten dramatischen Dichter Friedr. Kaiser kommt im Theater an der Wien dieser Tage eine neue Posse: „Der Sohn der Haide“ zur Aufführung.

Retroy's neuestes Stück: „Der Unbedeutende,“ welches bei stets vollem Hause im Leopoldstädter Theater gegeben wird, soll seine allerbeste bisherige Posse seyn.

Nach einem Berichte des „Wanderer“ beabsichtigt der Grazer Theaterdirector, Herr Kemmerek, mit seiner Oper Gastrollen auf einem Vorstadttheater Wien's zu geben. Uns klingt diese Nachricht etwas sonderbar.

Das Josephstädter Theater in Wien ist noch immer zu haben. Der Prager Theaterdirector Stöger soll mit Pokorny in Unterhandlung stehen.

Am gestrigen Tage (15. Mai) ist in Wien die diesjährige Kunstausstellung eröffnet worden. Sie soll viele interessante Kunstwerke einheimischer und fremder Künstler enthalten. Der Catalog bringt diesmal auch die Preise der verkäuflichen Bilder, was gewiß sehr zweckmäßig genannt werden muß.

Literarischer Courier.

Seit Anfang des Jahres 1845 erschien in Bukarest eine deutsche „Bukarester Zeitung,“ politischen und belletristischen Inhaltes. Mit Ende März d. J. hat diese Zeitung zu erscheinen aufgehört und zwar wegen Mangel an Abnehmern, so daß der rüstige und strebsame Unternehmer in der kurzen Frist ihres Bestehens eine bedeutende Summe einbüßte. Der Redacteur möge sich trösten — sein Schicksal ist nicht neu! —

Von dem talentvollen österreichischen Dichter Otto Prechtler ist in Wien bei Klang so eben ein fünfactiges historisches Drama: „König Heinrich in Deutschland“ erschienen, über welches sich die Blätter sehr rühmlich äußern.

Franz Kaffelsperger's „Allgemeines geographisches Lexicon des österreichischen Kaiserstaates“ in Wien wird in Kürze die Presse verlassen. Bisher sind 19 Hefte davon fertig und man ist bis zum Buchstaben K vorgeschritten. Der Verfasser darf der allgemeinsten Anerkennung verächtlich seyn.

Die seit einiger Zeit häufig sich wiederholenden feindseligen gegenseitigen Angriffe zweier geschätzter Wiener Blätter („Theaterzeitung“ und „Humorist“), finden in den gebildeten, beiden Journalen freundlich gesinnten Lesekreisen wenig Anklang.

Humoristische Räthselfragen.

(Aus dem Wanderer.)

1. Welche einzige Schwäche besitzen gewöhnlich unsere neuen Theaterstücke nicht?

Die Altersschwäche.

2. Warum sagt man, wenn man mit Frauen von ihren Ehemännern spricht, so gerne „der Frigge?“

Weil er gar oft der Frigge ist.

3. Welche Blumen sind für Hausherren die bedeutungsvollsten?

Die Georginen.

Eduard Höfler.